



## Gülnehal.

Von Djavidan Hanoum.

Gülnehal war eine Sklavin.

Eine Sklavin unter vielen andern, in dem vornehmen Harem des reichen Omar Pascha. Vielleicht war Gülnehal hübscher als die anderen, aber ihre blonde, zartgliedrige Hübschheit fiel gleichsam auf sie selbst zurück, wie ein leiser, scharfer Duft, der den Blütenfeld nicht verlassen will. Nur ihre tiefen, blaugrünen Augen waren losgelöst von ihrem Sein. Aus der dunklen Einfriedung der Wimpern schimmerten sie erwartungsvoll hervor, wie Lichter, die man hehnend ausschickt, um den Geliebten herbeizuloden. Aber sie wußte nichts von diesem Blick, denn sie wußte nichts von Liebe. Ihr Leben war nur ein kleinwinziger Teil von den sorgsam überlieferten Gebräuchen und Pflichten, die in gleichmäßig fortlaufender Selbstverständlichkeit die stillen, eingeschlossenen Tage füllten. Das Hell und Dunkel dieser Tage bestimmte nicht die leuchtende Sonne, auch nicht der schwüle bewölkte Himmel, sondern nur ihre Herrin: die schöne Nischa Hanoum. An Tagen, wo die junge Sklavin das gedankenlose Almosen eines Lächelns bekam, da war für sie der große Palast mit Licht erfüllt. Wenn aber die Achlosigkeit der Gebieterin im langen kostbaren Gewande gleichgültig an ihr vorüberglitt und kein Blick, kein Wort, kein Lächeln von der stolzen Höhe in die demütige Tiefe fiel, dann legten sich trübe Schleier vor die glänzenden Pupillen und lähmten die Freudigkeit jedes Handgrieffes.

Gülnehals Gedanken und Wünsche gehörten alle der schönen Herrin. Wenn sie dem jungen Pascha begegnete, so galt ihre tiefe Verbeugung nicht allein dem Gebieter, sondern auch dem Gemahl der geliebten Hanoum Effendi. Eines Tages herrschte große Aufregung im Harem. Der Pascha war unzufrieden. Die Sklavinnen, die ihn bedienten, waren vergesslich geworden. Ihr altes, von ewig gleichen Handreichungen zermürbtes Gedächtnis war unbrauchbar geworden. Nischa Hanoum ließ Gülnehal rufen. Zitternd stand sie vor der Herrin, sich keines Vergehens bewußt. Lange betrachtete Nischa die junge Sklavin. Konnte sie ihr vertrauen? War sie ihr wirklich ergeben? „Von heute an bedienst du den

Pascha. Wehe dir, wenn du mein Vertrauen mißbrauchst.“ Gülnehal küßte mit so demütiger Dankbarkeit für diese hohe Auszeichnung den Saum des Gewandes, daß die Herrin über ihre Wahl beruhigt war.

Und Gülnehals feine, schlanken Hände ordneten jetzt die Kleidungsstücke des Gebieters in den tiefen, seidenbespannten Spiegelschränken, so wie sie es früher für die Herrin getan hatten. Der Pascha war zufrieden. Zu jeder Tagesstunde fand er alles zu seinem Gebrauche sorgsam bereitgelegt. Wenn er noch so spät nach Hause in den Harem kam, immer fand er Gülnehal wachend auf ihrem Posten im kleinen Vorraum bei seinem Ankleidezimmer. Mit geschickten Händen half sie ihm aus der ordensgeschmückten, goldgestickten Uniform und stand dann bewegungslos mit gesenkten Augen an der Tür, bis sie den Befehl bekam, sich zu entfernen. Eines Abends, als Gülnehal nach beendetem Dienst auf ihre Entlassung wartete, gewährte sie, daß der Pascha aufgeregt nach einem Gegenstand suchte. Die Taschen waren leer — auch auf den Tischen fand sein Auge das Vermißte nicht. Unter gesenkten Lidern beobachtete Gülnehal. Da gewahrte sie ein Papier, welches zerknütert auf dem Boden lag. Sie hob es auf. Ein betäubend süßer Duft drang zu ihr. Sie reichte den gefundenen Brief. Zum erstenmal trafen sich die Blicke des Gebieters und der Sklavin. Der Pascha lächelte . . . Verwirrt senkte Gülnehal die Augen. Er sah ihr nach, als sie sich entfernte.

In dieser Nacht fand Gülnehal keinen Schlaf. Der Duft verfolgte sie. Es war nicht das vertraute Parfüm der Herrin — und warum hatte der Pascha so seltsam gelächelt? Sie erschauerte, als sie an dieses Lächeln dachte. Der Muezzin rief schon die Gläubigen zum Morgengebete — noch immer lag Gülnehal mit brennenden Augen wach. Es war nichts geschehen — und doch war alles verändert. Jetzt wurde jeder Tag für Gülnehal zur endlosen Sehnsucht nach dem Abend. Am Tag da schritt der Pascha achlos an ihr vorbei, da war sie nur eine von den Vielen. Aber am Abend war sie

mit ihm allein. Da durfte sie ihn bedienen, für ihn sorgen. Sie tat es mit zärtlichen Händen. Der süße, betäubende Duft des gefundenen Briefes haftete jetzt auch an den Kleidungsstücken des Gebieters. Gülnehal haßte diesen Geruch, der sich wie besitzergreifend auf alles legte. Jetzt kam der Pascha oft erst beim Morgenrauschen nach Hause. Und eines Tages weckte das flutende Sonnenlicht Gülnehal, die, des Wartens müde, auf einen Stuhl eingeschlafen war. Da stand plötzlich die Herrin vor ihr. „Wo ist der Pascha?“ „Hanoum Effendi, der Pascha ist noch nicht gekommen.“ Die Blide der Frauen kreuzten sich. Dann senkte die Sklavin die Augen. Nischa Hanoum beherrschte sich. „Ich vergaß — gestern war ein großer Ball — der Pascha hatte es mir gesagt . . .“ Unbeweglich stand Gülnehal. „Was stehst du untätig da? Und was ist das für ein fürchterlicher Geruch in diesem Zimmer?“ Ein böses Funkeln kam in die Augen der Sklavin, dann sagte sie mit ruhiger Stimme: „Die Herrin Gebieterin möge ihrer Dienerin verzeihen, die diesen Duft gekauft und benützt hat . . .“ Sie wurde keiner Antwort gewürdigt. Noch ein Blick, dann glitt die lange Tüllkappe des Morgen-gewandes wieder hinaus.

Gülnehal war glücklich. Sie hatte den mächtigen Gebieter verteidigt. Sie wußte nicht mehr, daß ihre Liebe einst der Herrin gehört hatte. Als der Pascha kam, fand er sie, wie immer, wartend auf ihrem gewohnten Platz. Bewegungslos, mit leiser Stimme berichtete sie das Vorgefallene; ohne ihn anzusehen. Sie fühlte, wie seine Augen auf ihr ruhten. Und zum erstenmal im Leben wußte sie, daß sie hübsch war, vielleicht hübscher als die anderen. Da vergaß sie die überlieferten Sitten, die Gebräuche, die starren Vorschriften, Verbote, und sie, Gülnehal, die arme kleine Sklavin, hob die tiefen, blaugrünen Augen zu ihrem Herrn und lächelte —

Jetzt kam der Pascha nie mehr spät nach Hause. Auch der betäubend süße Duft war längst verweht. Aber die anderen Sklavinnen wunderten sich über Gülnehals verändertes Wesen, über ihre selbstbewußte strahlende Blondheit. Sie flüsterten neidisch

... Das Flüstern drang warnend zu Nischa Hanoum. Und wieder ließ sie Gülnahal rufen. Furchtlos stand sie diesmal vor der Herrin. Die Augen der Frauen trafen sich. „Hast du mein Vertrauen verraten?“ forschten die dunklen Augen. „Er liebt mich!“ strahlten die blauen zurück. So stark und leuchtend war dieses Strahlen, daß die stolze Herrin den Blick abwandte. Wortlos ging sie hinaus.

Der Pascha war betroffen, als Nischa Hanoum vollkommen ruhig blieb, als er ihr mitteilen ließ, daß Gülnahal seine zweite Gemahlin werden würde. „Sie ist meine

Schwester, ich liebe sie,“ war das einzige, was sie sagte.

Im großen Palast gab es jetzt zwei Herrinnen. Jede hatte ihre eigenen Gemächer, ihre eigene Bedienung. Unabhängig und abgeschlossen voneinander hätten sie leben können, ohne sich je zu treffen. Aber nach kurzer Zeit sah man sie immer zusammen. Bei der Ausfahrt, bei Empfängen und Besuchen. Sie nahmen die Mahlzeiten gemeinsam ein, sie wählten dieselben kostbaren Stoffe für die langen, verhüllenden Mäntel, sie trugen die gleichen kleinen Blumenhüte, an denen der dünne, weiße Ge-

sichts Schleier auf dieselbe Art befestigt wurde.

Den Pascha bedienten jetzt neue Sklavinnen. Er kam wieder spät nach Hause, aber keine wache Sehnsucht wartete jetzt auf ihn.

Wenn durch die geöffneten Fenster aus dem stillen nächtlichen Park das Rollen eines Wagens klang, da sahen die zwei Frauen sich lächelnd an. „Befegnet sei deine Nacht, meine Schwester!“ sprachen dann beide und küßten sich, bevor sie sich zur Ruhe begaben.

## Der slowakische Bauer.

Gott, mein Gott, sieh uns an!  
Heillos ist die Lebensbahn.  
Was muß ausstehn, was muß ausstehn  
Strenger Herren Untertan!

Alle Last auf uns fällt,  
Saurer Arbeit, kein Entgelt.  
Denkt der Herr, daß er die Herrschaft  
Immerdar fortbehält?

Auf den Herrn, auf den Knecht,  
Hat der Tod dasselbe Recht,  
In der schwarzen Erde werden  
Modern gleich Herr und Knecht.

O ihr Herrn, groß und reich,  
Untertänig sind wir euch;  
Aber in der schwarzen Erde  
Sind wir all, alle gleich!

Aus dem Slowakischen. Entnommen der  
Zeitschrift „Der Nachbar“, Wien.

## Das Geheimnisvolle.

Von Frank Crane.

Die sieben Weltwunder waren keinesfalls die wundervollsten Dinge der Welt.

Die Wunder des Lebens sind am dichtesten unter den uns vertrautesten und alltäglichen Dingen zu finden.

Vielleicht ist das erstaunlichste, verblüffendste, geheimnisvollste Ding im ganzen Weltall ein Samen Korn.

Sieh den Apfelbaum! Die ganze Form des Stammes, das Geßel seiner Äste und Zweige, seine Blätter und ihre Aehren, seine zarten Blüten und seine Früchte — sie alle waren in einem kleinen, braunen, harten Samen Korn beschlossen. Öffne das Korn und du siehst nichts als eine weißliche Fülle. Und doch hat diese Substanz Kräfte, die so seltam sind wie die des Geistes. Da, in ihr ruht ein Plan, der Holz, Blüten und Äpfel in sich begreift.

Von meinem Fenster aus höre ich am Morgen den eigentümlichen, heiseren Ruf der Hähne. Sie krähen immer die gleiche Melodie. Einmal war diese Melodie im Ei oder doch irgendwie ihm verbunden. Also: Dotter und Weiß des Eies vermögen das zu erzeugen, was einen bestimmten Schrei ausstoßen kann. Und zweifellos krähen die Hähne heute wie sie im Garten des Paradieses gekräht haben.

Nimm zwei Keime. Selbst mit dem Mikroskop ist kaum ein Unterschied zwischen beiden zu erkennen. Und dennoch entwickelt sich aus dem einen der Löwe mit dem ganzen vielfachen Organismus von Haaren, Blutgefäßen, Nervenfasern, geistigen Anlagen und besonderen Kennzeichen, und aus dem anderen der Mensch mit seinem Körper, der ebenso umfassend ist wie der des Löwen, und mit seinem Gehirn, das Phantasien erzeugen kann.

Es erscheint unheimlich, wenn wir eine

Sprechmaschine betrachten und beobachten, wie der Ton einer Stimme, eines Klaviers, einer Violine oder die volle Orchestermusik durch eine Nadelspitze hervorgebracht werden. Es erscheint unmöglich, ein Wunder.

Und dennoch ist dies nicht so erstaunlich wie die Tatsache, daß ein lebendes Wesen, eine Ente, ein Hund, ein Eichbaum, ein Rosenstrauch den ganzen wundervollen Organismus in einem Samen Korn vereinigt, aus dem dann ein ganz ähnlicher Organismus hervorgeht.

Nicht eine von den Ansichten der Erde ist dem Samen Korn vergleichbar. Die Niagarafälle, die Peterskirche in Rom, die Pyramiden in Ägypten, die Gipfel des Himalaya, nichts davon überwältigt den gedankenvollen Geist so sehr wie ein Samen Korn.

Das Wunder aller Wunder ist das Leben. Und das Samen Korn ist die wunderbarste Offenbarung des Lebens.

Die Wunder der Elektrizität, der Radioaktivität, des Hellsehens und der Träume, die Wunder des gestirnten Himmels mit seinen ungeheuren Massen von Distanzen, die chemische Verwandtschaft und die sonderbaren Gelüste der Moleküle, die Wunder der Kunst und der Erfindung — ich kann sie mit dem Wunder des Samen Kornes nicht vergleichen, das in einer einzigen Substanz alle physische, moralische und intellektuelle Vergangenheit und Zukunft von Tausenden von Geschöpfen beschließt.

Wenn ich ein Heide werden und in der Natur einen Gegenstand suchen sollte, um ihn als Gott zu verehren, etwas, das das unendliche Mysterium des Lebens verkörpert — ich würde ein Samen Korn anbeten.

## Urlaub, Reisen, Menschenbildung.

Der Urlaub ist dem Menschen eine Lebensnotwendigkeit. Wer ein ganzes Jahr hindurch das Einerlei des Alltags ertragen, der muß einmal ausspannen.

Der muß aber auch in seinem Urlaub aus dem Alltag hinaus in eine andere Umwelt. Es ist wissenschaftlich erwiesen, daß das Ausspannen eine Aenderung des Lebenskreises zur Voraussetzung hat. Das sind zum Teil die Einwirkungen des anderen Klimas; Luftveränderung nennt man es in der Sprache des Volkes. Es ist z. B. festgestellt, daß von den Kindern eines Erholungsheims die Kinder die intensivste Kräftigung gefunden hatten, die dem stärksten Klimawechsel unterworfen waren.

Diese Aenderung der Umwelt ist aber auch eine tiefere, seelische Notwendigkeit. Der Mensch muß einmal aus dem Gleichmaß der Tage heraus. Und ist ihm das Leben vielleicht auch befriedigend und beglückend, es drängt ihn hinaus in die Weite. Wandern und Reisen sind das innerliche Bedürfnis jedes ein-

zelnen Menschen. Wandern und Reisen sind ein unumgänglich notwendiges Stück Menschenbildung.

Es ist nicht wahr, daß die Masse der Menschen ohne Verlangen nach Bildung ist. Denn Bildung ist nicht nur Vermehren von Wissen. Bildung ist in des Wortes tiefstem und schönstem Sinne das bildnerische Schaffen an der Persönlichkeit, das Wachsen des Menschen zu großem Sinn, das Durchdringen des Menschlichen.

Und wenn Menschen wandern und reisen möchten, dann regt sich diese Kraft aus der Tiefe. Dann regt sich dieses bildnerische Lebensbedürfnis des Menschen, der da im Weiten, jenseits des engen Werttagskreises, einmal atmen möchte, frei und tief. Weil diese Weite die Seele dehnt und weil diese Schönheit da überall das Herz groß macht und lebensglaubend.

So ist es nicht zu verwundern, daß dieses Wander- und Weltgefühl ein wesentliches Stück unserer Literatur geworden. Da wurde eben der Mensch zum dichterischen Werke, wie er ist und sucht und möchte und wie er leben muß. Der Mensch, der in engen Kreis gebannt ist und niemals hinauskommt, lebt in menschenwidrigem Zwang. Da wird der Mensch in seinem feierlichsten Wesen mißbildet, statt hinaufgebildet zu werden im Sinne dieses ewigen inneren Dranges.

Im Wesen des Menschen steckt eine heilige Anruhe. Ja, Wirken und Schaffen, jeder an seinem Plage. Doch dann immer wieder einmal an den Quell alles Lebens, da in die Weite, in die Ferne. Ist es der kosmische Ursprung des Menschengeschlechts? Ist es sein künstlerisches Bedürfnis nach Mannigfaltigkeit und Freude an Welt?

Schon bei den Alten, bei den griechischen Dichtern und Philosophen, war die Weisheit erwandert. Und diese heilige Unrast zieht sich durch die ganze Geschichte bis in unsere Zeit. Kleist, Seume, Goethe, Nietzsche, immer das gleiche. Von Norden nach Süden. Von Osten nach Westen. Warum? Weil es ihnen, aus unbekanntem innerem Drang, notwendig gewesen. Weil Wandern und Reisen ein tiefes menschenbildnerisches Bedürfnis sind.

„Die beste Bildung findet ein geheimer Mensch auf Reisen“, so hat es Goethe einmal in klaren Worten gesprochen. Lesen und lernen! Und nochmals lesen und lernen! Dazu aber reisen! Wandern! Nicht nur mit Zweck. Um zu lernen. Um gesehen zu haben. Nein, auch aus diesem unerklärlichen menschlichen Drang, der da befriedigt sein will. Weil Wandern und Reisen auch um ihrer selbst willen nötig sind. Weil der Mensch seine Seele immer wieder tauchen muß in das Unersfaßliche.

Einst banden die Handwerksburgen diese Lust an Weite und Welt mit ihrem wirtschaftlichen Bedürfnis. Poesie liegt über der Zeit.

da Menschen so mit der Arbeit sich selbst suchen. Die ökonomischen Verhältnisse sind anders, aber das Wandern und Reisen bleibt, was es war.

Darum der Urlaub als Kulturnotwendigkeit! Darum das Einkommen, das Wandern und Reisen möglich macht, als

Stück des Minimums der Existenz! Laßt nicht das Tiefste und Feierlichste im Menschen verfliegen! Der Kampf um das Recht auf Arbeit und Lohn ist der Kampf um den Menschen in seiner Größe und Tiefe, wie er sich in seinem Schen nach Weite zeigt.

Dr. Gustav Hoffmann.

## Häuptling Büffelkind Langspeer.

Das Buch eines Indianers.

Im Verlage von Paul List, Leipzig, ist soeben ein ganz einzigartiges Buch erschienen. Ein Indianer hat es geschrieben und darin seine Lebensgeschichte erzählt. („Langspeer.“ Eine Selbstdarstellung des letzten Indianers. Von Häuptling Büffelkind Langspeer.) (Preis geb. M. 6.—, geb. M. 9.—) Langspeer gehört dem Stamme der Blut-Indianer an, die im Schutzgebiet bei Cardston in Alberta im fernem Nordwesten Amerikas leben und er hat noch die Zeiten miterlebt, in denen die Indianer als freie Menschen auf freiem Grunde, ein kriegerisches Wandervolk, umherstreiften. Wie reich, bunt und lebenswert was doch dieses Leben, wie schön diese Freiheit, der sich die Indianer erfreuten, ehe die tausende weißen Kolonisten einbrangen, sie ihres Landes beraubten und sie schließlich zu Opfern der „Kultur“ machten. Man liest diese Lebensgeschichte, die zugleich die Geschichte der letzten freien Indianerstämme ist, mit ständig steigender Spannung und Bewegung ob des Schicksales, das diesem einst glücklichen Naturvolke von den weißen Eroberern Amerikas bereitet wurde und man lernt daraus ebenso die Sitten und Gebräuche der Indianer kennen wie den Verlauf ihrer verzweifelten Kämpfe um ihr Land. Hier eine Probe dafür, wie den Indianern zumute war als sie von der „Zivilisation“ in Gestalt von Missionären heimgeführt wurden: „Unsere ganze Erziehung war durcheinandergelungen. Unsere Religion hatte uns gelehrt, Gutes für Gutes, und Böses für Böses zu geben. Nur sagten uns die Missionäre, wir sollten Gutes für Gutes, und Gutes für Böses geben. „Was bedeutet das?“ fragten wir uns. Wenn jemand auf uns schloß und uns nicht traf, sollten wir ihm noch eine Klugel geben, damit er wieder auf uns schießen könnte? Wir verstanden das nicht. Was sollten wir mit den Ansiehlern tun, die sich auf dem Lande niederließen, das uns die Regierung zugesprochen hatte? Sollten wir sie bitten, noch mehr von unserem Lande zu nehmen?“ — Das Buch, das auch acht Bildtafeln enthält, hat dokumentarischen Wert und ist äußerst lesenswert.

Nachstehend sei daraus ein Kapitel zum Abdruck gebracht:

### Was bedeutet ein Indianername?

Während ich ein Knabe war, besaß jeder Indianer im Laufe seines Lebens zum mindesten drei Namen. Der erste Name, den er bei der Geburt erhielt und trug, bis er alt genug war, auf den Kriegspfad zu gehen, beschrieb irgendein Ereignis oder sonst etwas, das mit seiner Geburt zusammenhing. Wir haben zum Beispiel einen Mann unter den Schwarzfüßen, der heißt Heult-mitten-in-der-Nacht. Als er am Ufer des Belly-(Bauch)-Flusses im südlichen Alberta geflohen wurde, ging die Indianerfrau, die seiner Mutter half, an den Fluß hinaus, um Wasser zu holen, damit sie ihn wusch. Sie kam ins

Belt zurück und sprach: „Ich hörte einen Wolf über dem Flusse heulen.“ Die Mutter des Neugeborenen antwortete: „Dann werde ich meinen Sohn Heult-mitten-in-der-Nacht nennen.“

Diesen Geburtsnamen sollte der Knabe behalten, bis er alt genug war, sich selbst einen Namen zu verdienen; aber sobald er mit anderen Kindern spielte, gaben ihm die Spielgefährten unter sich einen Namen, der den von ihren Eltern erwählten vollkommen verdrängte. Und dieser Name war oft wenig schmeichelhaft; denn wir Indianerkinder suchten gern einen bezeichnenden Mangel oder Fehler, nach dem wir den Namen unseres Spielgefährten bildeten. Es gab zum Beispiel: O-Beine, Toller-Hund, Laufende Nase, Böser-Bube, Wolfschwanz. Man weiß von Fällen, wo dieser Spitzname aus der Knabenzeit so treffend paßte, daß er den Geburtsnamen zurückdrängte oder gar zeitweilig haften blieb, falls der Besitzer nicht imstande war, sich auf dem Kriegspfad einen besseren zu verdienen.

Jedoch der eigentliche Name eines Indianers wurde auf diese letztere Weise gewonnen — wenn er nämlich alt genug war, zum ersten Kampf gegen den Feind auszugehen. Sein Name für das ganze Leben hing davon ab, wie er sich bei diesem ersten Kampfe bewährte. Nach der Rückkehr vom Kriegspfade kam das ganze Lager zusammen, um den Feierlichkeiten der Namensverleihung durch den Häuptling des Stammes beizuwohnen. Hatte sich der Jüngling als tüchtig erwiesen, so erhielt er einen guten Namen, wie zum Beispiel: Er-kämpft-mit-beiden-Armen, Beranstormender-Büffel, Sechstöter, Güter-Treffer, Schwerer-Speer, Viele-Häuptlinge. Hatter er sich hingegen schlecht geführt, so mochte er vielleicht heißen, Verrückter-Wolf, Mann-der-sich-vor-einem-Pferde-fürchtet, Rauchendes-altes-Weib. So gibt ein Indianername an, wie sich sein Träger bewährt hat oder welcher Art er ist.

Außerdem hatte ein Mann vielfach Gelegenheit, im Laufe der Zeit seinen Namen zu verbessern. Führte er in einem späteren Kampf gegen den Feind irgendeine besonders tapfere Tat aus, so erhielt er einen besseren Namen. Mancher unserer ruhmvollen Krieger besaß bis zu zwölf Namen — alles gute Namen, und jeder besser als der vorherige. Wie viele er auch der Reihe nach erhalten mochte, jeder seiner alten Namen gehörte ihm, und kein anderer Mensch durfte ihn tragen. Diese Namen waren ein so festes Eigentum, als wären sie gesetzlich geschützt; nicht einmal der Besitzer durfte einen davon verschlechten. Indianernamen wurden vom Stamme vergeben, nicht von der Familie; man durfte seinen Namen nicht einmal dem eigenen Sohn geben, es sei denn, der Häuptling und der gesamte Stamm hätten in Anerkennung einer besonderen Tapferkeit des Sohnes darum gebeten. Ich weiß von nur drei oder vier Fällen, wo dies geschah; es ist die seltenste Ehre, die einem Menschen zufallen kann — die, daß er den Namen des eigenen Vaters erhält. Zu meiner Zeit mußte sich jeder Sohn selbst seinen Namen verdienen.

Aus dem Vorhergehenden versteht man, warum kein alter Indianer einem den eigenen Namen sagt. Fragt man ihn, so wendet er sich

an einen Danebenstehenden und nicht ihm zu, damit der es für ihn sage. Die Ursache ist die, daß er zu bescheiden ist, mit den Taten seiner Kriegszüge zu prahlen. Seine Namen sind wie die Auszeichnungen, die der Weiße im Kriegsdienste gewinnt; und der Indianer empfindet eine gewisse Ehen davor, durch das Kennen des eigenen Namens vor anderen Leuten seine Tapferkeit anzupreisen.

Es gibt ausgesprochene „Häuptlingsnamen“ unter den Indianern, die von ihren ersten Trägern solche Bedeutung erhielten, daß sie der Stamm nie aussterben läßt. Diese gehen von einem Menschenalter zum nächsten über und werden nach und nach Häuptlingsbezeichnungen, etwa wie der Name „Ptolemäus“ im Stamme der ägyptischen Herrscher. Einer meiner Namen, Häuptling Büffelkind, gilt unter den Blut-Indianern der Schwarzfüße, die bei Cardston in Alberta leben, als solch eine Häuptlingsbezeichnung. Der erste Häuptling Büffelkind fiel vor mehr als achtzig Jahren in einem Kampfe im heutigen Montana. Als ich vor Jahren ein Häuptling dieser Bande wurde, gaben mir unsere Kriegshäuptlinge Bergpferd und Schwere-Schilde unter Mitwirkung des Missionars unter den Blut-Indianern, des hochwürdigen Domherrn S. Middleton, den Namen zur Wiederbelebung und Erhaltung.

Ich besitze vier weitere Namen: Nachwandlerer, Scheckiges-Kalb, Hält-das-Feuer und Langspeer. Von diesen ist mir der Name Scheckiges-Kalb der teuerste, weil ich ihn von meiner angenommenen Mutter, Scheckiges Kalb, der Frau vom Tönenden-Himmel erhielt. Sie sind die Eltern des weit berühmten und verehrten Indianerkriegers Allmächtige-Stimme — dessen allein geführter Kampf gegen die königliche Britische Schutzmannschaft des Nordwestens ein wichtiges Blatt in der Geschichte des Nordwestens wurde. Diese außergewöhnliche Frau, Scheckiges-Kalb, die Tochter des ruhmvollen Häuptlings Ein-Pfeil, die bei ihrem Sohne während dessen aufsehenerregenden Belagerung aushielt und ihn durch den Augenregen Rat und Ermunterung zurief, lebt heute (1928) noch auf dem Ein-Pfeil-Indianer-Schutzgebiet am Entensee in Saskatchewan. Ich meine, ihr Name besitz den Rang eines berühmten Kriegernamens, darum schätze ich ihn so hoch und verehere ihre Mutterchaft an mir.

### Im Sprichwort der Nationen.

Daß das schwache Geschlecht in den Sprichwörtern und Redensarten der verschiedenen Länder häufig nicht gerade mit Galanterie behandelt wird, dafür mögen folgende Beispiele Zeugnis ablegen. Der Spanier sagt: „Die Frau und der Kanarienvogel gehorchen besser, wenn man sie streift, als wenn man sie zwingt.“ Ein anderes spanisches Sprichwort lautet: „Weibstränen sind viel wert und kosten doch nur so wenig“, ein drittes: „Der Fuchs weiß vieles, noch mehr aber die Frau, die liebt.“ — Der Araber behandelt die Frau aber von oben herab: „Die Schönheit des Mannes beruht auf seiner Seele, die Seele der Frau auf ihrer Schönheit.“ — Frage stets eine Frau um Rat, und tue sodann, was du selbst für gut findest.“ — Der Hindu erklärt: „Die Frau ist wie der Schatten: folge ihr, so entsteht sie dir, entliehe ihr, und sie wird dir folgen.“ — Auch die Chinesen sind nicht besonders ritterlich in ihren Aussprüchen über die Frau: „Die Zunge der Frau ist ihre Waffe, und die läßt sie niemals ruhen.“ — Die Seele der Frau ist aus Quecksilber und ihr Herz aus Wachs.“ — Ebenso beurteilen die Franzosen, die fälschlicherweise den Ruf haben, das ritterlichste Volk zu sein, die

Frau in ihren Aussprüchen alles andere als milde: „Weiber und Toren können niemals vergehen. — Was der Satan selbst nicht zuwege bringt, das vermag eine Frau. — Die Frau lacht, wenn sie kann, und weint, wenn sie will. — Wer eine Frau schlägt, ist wie einer, der auf einen Mehlsack losbricht; das Gute kommt heraus und das Schlechte bleibt sitzen. — Die guten Frauen liegen allesamt auf dem Kirchhof.“

### Schach-Ecke.

(Siehe auch das heutige Hauptblatt.)

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Alois Paz, Druck- und Verlagsanstalt, Teplitz-Schönan, Tischergasse.

Mit dieser Neueinführung hoffen wir vielen unserer Leser eine Freude zu bereiten. Wir wollen damit Schachinteressenten in das Schachspiel einführen und an der Hand vieler Bilder über Grundzüge des Spieles, Theorie der Eröffnungen, Theorie des Mittel- und Endspieles jedem Anfänger die Möglichkeit bieten, das Schachspiel zu erlernen. Auch für Fortgeschrittene wird es von Interesse sein, da wir ja in kurzer Zeit interessante Problem-Lösungen bringen werden, an welchen sie ihr Können erproben werden. Alle diese Sonntagsbeilagen müssen gut aufbewahrt werden, da wir sie auch in späterer Zeit zur Orientierung haben müssen. Und nun zum Spiel!

#### Grundzüge.

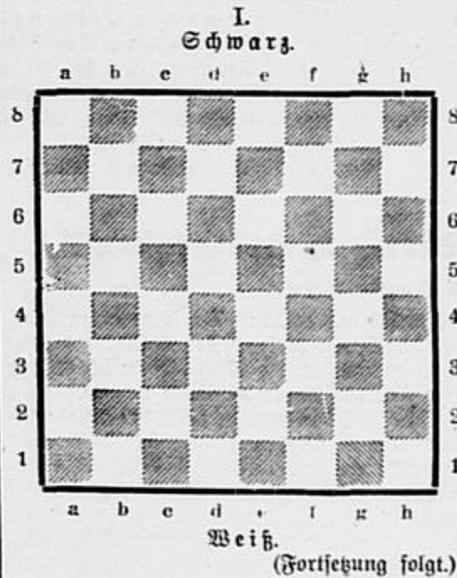
Das Schachspiel ist das schönste und vollkommenste aller Brettspiele, ein Bild des Krieges im Kleinen. Als Kriegsschauplatz dient das Schachbrett, auf welchem zwei kleine Heere, jedes aus 16 Schachsteinen bestehend, einander bekämpfen. Der Kampf heißt eine Schachpartie und sie ist zu Ende, wenn es einem der beiden Spieler gelingt, den gegnerischen König gefangen zu nehmen, oder, wie man im Schach sagt, ihn matt zu setzen. Diesem alleinigen Ziel streben beide Partner zu. Ist das Ziel von keinem zu erreichen bleibt die Partie unentschieden.

#### Das Schachbrett.

Das Schachbrett ist ein in 64 Felder geteiltes Quadrat, am besten in der Größe von 32 bis 40 Zentimeter, also einzelnes Feld 4 bis 5 Zentimeter im Quadrat, die Felder sind abwechselnd hell und dunkel — nicht zu grell — gefärbt. Praktisch, weil dauerhaft sind Lino- oder Holzschachbretter. Für das Spielen auf Reisen, Ausflügen eignen sich am besten Taschenschachspiele mit flachen, einsetzbaren Schachsteinen.

Bei Spielbeginn muß das Brett so gelegt werden, daß jeder der einander gegenüber sitzenden Partner zur rechten Hand ein weißes Eckfeld hat.

Um den Gang einer Partie, beziehungsweise eine Stellung aus der Partie, ein Endspiel oder Problem aufzeichnen zu können bedient man sich der algebraischen Notation, die aus dem Bild 1 ersichtlich ist. Die senkrechten Reihen sind mit kleinen Buchstaben a bis h, die waagrechten mit Ziffern von 1 bis 8 bezeichnet. Jedes Feld wird, als Schnittpunkt beider Reihen, durch einen Buchstaben und eine Ziffer genau bestimmt; so heißt zum Beispiel das linke untere Eckfeld a 1, die Mittelfelder d 4, d 5, e 4, e 5 usw. Die erste und achte Reihe heißen Grundreihen, die längsten Schrägen, a 1 bis h 8 und a 8 bis h 1, werden als Hauptschrägen (lange Diagonalen), die vier Mittelfelder kurz als Mitte oder Zentrum bezeichnet.



(Fortsetzung folgt.)

### Was mancher nicht weiß.

Die Radio-Schallwellen sind schneller als der gewöhnliche Schall in der Natur. Eine im Berliner Sendehaus aufgefangene Musik vom Leipziger Sender wurde wieder nach Leipzig gesandt und im dortigen Senderaum durch Lautsprecher wiedergegeben. Der Schall, der durch Radiowellen den Weg Leipzig-Berlin-Leipzig zurückgelegt hatte, war schneller da, als der direkte Schall vom Rundfunkorchester nach der Saalecke, wo der Lautsprecher stand.

Beethoven hat seine späteren symphonischen Schöpfungen infolge seiner Taubheit selbst nie gehört.

Die heute noch in aller Welt beliebte Oper „Carmen“ von Bizet wurde bei ihrer Erstaufführung in Paris ausgepiffen. Jahre später erst wurde sie in der Seinestadt mit Begeisterung aufgenommen.

Die von vielen Malern als ideale Schönheiten dargestellten Amazonen haben in Wirklichkeit einen sehr groben Schönheitsfehler. Amazonen heißt übersetzt: „Brustlose“. In der Tat wurden den neugeborenen Mädchen dieses kriegerischen Frauenstammes durch Messerschneide die rechte Brusthälfte genommen, da diese Erhöhung beim Bogenschießen der voranschreitenden Bogenschne im Wege stand.

Einer, der Langeweile hat, hat an Hand der Weltproduktion von Stednadeln ausgerechnet, daß jährlich über 150 Millionen Stednadeln verloren gehen. Wie lange wird es dauern, und die Erde ist ein Nadelstich.

### Widerlei.

Die größte Garage der Welt. In Amerika hat man nicht nur Vulkankraterhotels gebaut, die den Menschen in einem einzigen Hause alles bieten, was man von einer ganzen Stadt verlangen kann, man nimmt sich mit ebensoviel Sorgfalt der Automobile an. In New York ist eben eine riesige Garage eröffnet worden, die fünfundsiebzig Stockwerke hoch und Platz für mehrere tausend Automobile bietet. Die Wagen werden mit elektrisch betriebenen Maschinen automatisch in den ihnen zuerwiesenen Raum irgendwo in dem Riesenhaus gehoben, werden, wenn man nach ihnen verlangt, ebenso automatisch wieder auf die Straße gestellt. Ein ganzes Heer von Mechanikern und Wagenwäschern ist ständig in dem Hause beschäftigt, mit einer Art Wagenwäscheroffizier als Kommandant dieser kleinen Armee.

Im Hauptquartier dieses mächtigen Mannes gibt es eine riesige Schalltafel und kleine Lämpchen, ähnlich wie in einer Telefonzentrale. Er sieht daran immer, wo ein Wagen eingefahren ist, und dirigiert seine Untergebenen an die Stelle, wo man ihre Arbeit braucht. Die weitgehende Rationalisierung dieses Garagebetriebes hat die Miete für einen Garageplatz, die bis jetzt in New York, wo jede Fußbreite Bodens tausende Dollar kostet, ungeheuer hoch war, sehr herabgesetzt.

Voran erkennt man eine rechte Jungfrau? In einem Missionsblättchen aus Bern finden sich folgende ergötzlichen Sätze, die Ermahnungen für Jungfrauen sein sollen:

„Eine rechte Jungfrau muß sein wie die Glocken am Karfreitag: still und eingezogen. — Wie eine Orgel: sobald sie angefaßt wird, schreit sie laut. — Wie eine Spital-suppe: die hat nicht viel Augen; also soll eine rechte Jungfrau nicht viel herumgaffen. — Wie eine Eule: die kommt fein wenig ans Tageslicht. — Wie ein Spiegel: wenn man dem ein klein wenig zu nahe kommt und ihn anhaucht, so macht er ein finsternes Gesicht. — Wie ein Licht, das in einer Laterne eingeschlossen viel sicherer ist, als außer derselben. — Besonders aber wie eine Schildkröte: die ist allezeit zu Haus, da sie ihr Haus mit sich herumträgt; also soll eine rechte Jungfrau sich meistens zu Hause aufhalten zur Vermeidung aller bösen Gelegenheiten. Denn die Jungfrauen, die sich immer auf Wegen und Gassen heben lassen, sind vor losen Schelmen nicht sicher.“

Liebe Leserin, das stammt nicht etwa aus Zwingli's Zeiten, sondern aus dem Jahre 1928. Wenn das eine Definition der rechten Jungfrau ist, fürchte ich, daß man in der ganzen Schweiz keine Jungfrau findet.

### Heiteres.

Die Konferenz. Die junge Frau ist halbtot vor Angst. Artur, ihr geliebter Artur, ist zu einer geschäftlichen Konferenz gegangen und bis um vier Uhr morgens nicht ins eheliche Heim zurückgekehrt. Ob Maier und Müller, mit denen er konferierte, Näheres wissen? Die junge Frau hängt sich ans Telefon, erhält keinen Anruf, entschließt sich, feuert zwei gleichlautende Stadttelegramme ab, eins an Müller, eins an Meier: „Artur noch nicht zurückgekommen. Wissen Sie Näheres? Rückantwort bezahl!“ — Und erhält nach einer knappen Stunde zwei Rückantworten, beide gleichlautend, eine von Maier, eine von Müller: „Konferenz spät beendet, kein Wagen aufzutreiben, Artur verbringt die Nacht bei mir.“

Verechtigtes Verlangen. Er: „Ich möchte Sie um etwas bitten, mein Fräulein. Kennen Sie mich doch nicht Herr Müller.“ — Sie (errötend und verwirrt): „Ja, aber — wir kennen uns ja erst seit zwei Stunden.“ — Er: „Gewiß, aber ich heiße doch Kunze.“

Sein Rekord. Drei jung verheiratete Frauen saßen beim Kaffeetränken zusammen, und natürlich sprach man über die Männer. Das waren alles tüchtige Sportsleute, und die eine sagte: „Mein Mann ist wirklich ein tüchtiger Kerl, er hat es im Weitsprung bis auf 4 Meter 75 Zentimeter gebracht.“ „Ja, diese ewige Sportfregerei!“ meinte die andere. „Meiner zeichnet sich besonders im Stabhochsprung aus; da springt er über 4 Meter.“ „Das ist noch gar nichts,“ bemerkte daraufhin die dritte, „mein Mann hat gestern einen Seitensprung gemacht, von dem er bis heute nachmittag noch nicht zurückgekommen ist.“